Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 59 (1963)

Heft: 3-4

Artikel: Zur Stilistik der schweizerdeutschen Volkssprache

Autor: Boesch, Bruno

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115812

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Stilistik der schweizerdeutschen Volkssprache

Von *Bruno Boesch*, Freiburg i. Br.

Meine Beispiele entstammen einer umfangreichen Sammlung, die Selbstgehörtes enthält, aber auch Auszüge aus Texten aller Art, dichterischen wie undichterischen[1]. Dabei sind alle Mundarten, wenn auch ungleich, berücksichtigt. Es geht hier um gemeinsame Züge, aber ich verkenne nicht, dass auch der Sprachstil der Mundart bedeutend stärker an den engsten Raum gebunden ist als etwa der der Schriftsprache. Es geht mir aber auch nicht allein um die Mundarten in ihrer regionalen Besonderung: im Titel ist von «Volkssprache» die Rede. Wiewohl auch sie bei uns auf mundartlichem Boden spriesst, so strebt sie danach, ihren Wirkungsbereich sowohl räumlich wie auch vertikal innerhalb der sozialen Schichten zu erweitern. Anregungen bezieht sie mit Vorliebe auch von aussen, von draussen. Ihren Nährboden hat die Volkssprache vor allem in der Stadt; bei einer Stilbetrachtung drängt es sich auf, sie mit ins Bild hineinzunehmen, was nun allerdings an dieser Stelle nur in bescheidenem Ausmasse möglich ist, ja man sähe sich von der Stilistik leicht in die Sprachpsychologie abgedrängt. Dazu überwiegen besonders in der Gassensprache sondersprachliche vor volkssprachlichen Zügen. Ich meine aber, dass wir uns den Blick für diese Randgebiete offenhalten müssen, gehen doch je und je volkssprachliche Augenblicksbildungen auch in den Bestand der gewachsenen Mundarten ein. Die besondere Art und Weise, wie sich Mundart und Volkssprache bei uns decken und überschneiden, bedarf erst noch genauerer Untersuchung. In den Stilbereichen jedenfalls, die ich vorführen will, sind Mundart und Volkssprache schwerlich zu trennen, wenn man die Stilkräfte betrachtet, die am Werke sind; in den Ergebnissen und Gestaltungen lässt sich als Unterschied feststellen, dass die Volkssprache mehr dem Augenblick huldigt und damit Extremeres, Übertriebeneres festhält. Damit erregt sie mehr Aufsehen als die Mundart, verbreitet sich rascher, aber ihre Schöpfungen verschwinden auch wieder rascher von der Bildfläche.

Wenn ich die Mundartdichtung, besonders des 20. Jahrhunderts, reichlich verwerte, so tue ich dies im Blick auf die besondere Nähe, in

---

[1] Der Aufsatz fusst auf einem Vortrag und bringt nur eine kleine Auslese aus einer grösseren Sammlung von Stilzügen; ich habe daraufhin die gesamte mir zugängliche alemannische Mundartdichtung durchgesehen, insbesondere die neuere und neueste, die im Idiotikon nur noch zum Teil hat verwertet werden können. Wollte man systematisch auch noch das Wörterbuch beiziehen, so müsste sich ein so schon sehr umfangreiches Material noch vervielfachen.

der mundartlicher Sprachstil der Dichtung wie der lebendigen Sprache zueinander stehen; beide gehen aus von der Gemüthaftigkeit der Sprache und dem daraus fliessenden Drängen auf bildhafte Darstellung. Ich spreche dabei nur dann von Stil, wenn Gemütskräfte die Rede über ihr alltägliches Mass sachlicher Verständigung hinaustreiben, obwohl auch die blosse Mitteilung in einem weiteren Sinne ihren «Stil» haben kann[2]. Wo aber ein besonderer Gestaltungswille am Werk ist, da führt die Linie von der lebendigen Rede über die Volksdichtung (etwa das Volkslied) kontinuierlich hinauf zur eigentlichen Mundartdichtung, deren Verfasser wir mit Namen kennen.

Alles bloss Gedachte, auch mit Stilformen Geschmückte, fällt zum vorneherein aus: *Ire Läbesrucksack schwingt s Marie liecht und süfzerlos uf de Rogge, de schüch Hannes treit en erst schwer aber stillschwiget und doch glücklich.* Aber nicht alles, was der Alltagssprache fremd ist wie das eben zitierte Zeitungsgeschreibsel, braucht dem Geist der Volkssprache so haarsträubend zu widersprechen. Simon Gfeller spricht von *Petersch Obergädeli u Härzchucheli; es tüecht mi, me sött gäng z'erscht ds Seelegänterli uftue u chly Heiteri ihelaa.* Die Metaphorik als solche ist ja auch der lebenden Mundart geläufig, nur wird sie diese Bilder kaum je spontan hervorbringen oder benutzen. Entscheidend für das Gelingen dichterischer Formung ist es, ob sie das in der Sprache Angelegte aus zwingender, eigener Gestaltung heraus zu aktualisieren und zu einer Neubegegnung mit Altbekanntem zu steigern vermag. Zu den folgenden Reihen sind Ansätze auch in einer gefühlsstarken Mundartrede vorhanden, deshalb schwindet hier der Eindruck des Gesuchten wohl ganz. Ebenfalls von Simon Gfeller: *das het tonachset u gchrachet u gchutet u tosset u gieschet u geschüttet; wen er eso hätt sölle rüte, dorne, farne u wäge wi der Vater.* Von Albert Bächtold: *Er isch no chläiner weder da s gschune hät, puggelet, gwagglig, vermuurggelet, vertüroosset und tünn, me chuund en suuffe.*

---

[2] W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk (Bern 1958) 300, bezeichnet als Aufgabe der Stilforschung, «das Funktionieren der sprachlichen Mittel als Ausdruck einer Haltung» zu erfassen. Die Stilforschung im Bereiche der alemannischen Mundarten steckt noch in den Anfängen. Vgl. Stefan Sonderegger, Die schweizerische Mundartforschung 1800–1959 (BSM XII) 128ff. Hans Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert (Basel 1955) Register S. 387. Des fernern etwa: Bernhard Martin, Die deutsche Volkssprache (München 1939); Friedrich Maurer, Volkssprache, in: Die deutsche Volkskunde, hrg. von A. Spamer, Bd. 1, 183ff. (Berlin 1934/35); J. Müller, Rede des Volkes, in: Deutsche Volkskunde, hrg. von John Meier (1926); Fritz Stroh, Stil der Volkssprache: Hess. Bl. für Volkskunde 129 (1930) 119ff.; Oskar Weise, Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen (Leipzig und Berlin 1910). Im weitern Rahmen: Herbert Seidler, Allgemeine Stilistik, 2. Aufl. (Göttingen 1963); Heinz Kronasser, Handbuch der Semasiologie (Heidelberg 1952) § 43ff. (mit Lit.).

Wortschatz und Satzrhythmik

Stilistisch gesehen, sind wir mit den eben genannten Beispielen zunächst beim Wortschatz. Darüber ist schon öfters geschrieben worden; der Schwerpunkt unserer Ausführungen wird im Bildbereich sein und ich werde deshalb Fragen des Wortschatzes, der Wortbildung, der Formen und des Satzes nur streifen. Die stilistische Bedeutung der Wörter liegt in ihrem Gefühlswert mit den feinen Nüancen, die vielfach nicht übersetzbar, sondern nur umschreibbar sind: in einer Umschreibung von *vermuurggelet* geht jedoch der Gefühlswert verloren. Das andere ist der Reichtum an verschiedenen Wörtern für sinnverwandte Bedeutungen und umgekehrt die Vielfalt verschiedener Bedeutungen, die ein- und dasselbe Wort je nach dem Sinnzusammenhang annehmen kann[3].

In ihrer inneren Struktur sind diese Felder denen der Hochsprache nicht kongruent. Die verschiedenen Aspekte, die etwa das Weinen hat, führen zu einer grösseren Zahl von Ausdrücken als in der Hochsprache, ja es sind überhaupt Gemütsbewegungen, die der Interpretation durch eine geschlossene Sprachgemeinschaft weiten Spielraum lassen; aber auch Geräusche von Menschen und Sachen ausgehend gehören hieher, menschliches Benehmen, das Schwatzen etwa, der Rausch, den wir in allen Variationen zur Schau tragen, Pflanzen und Tiere nach Aussehen und in der menschlichen Bewertung, aber auch Sachbereiche, wie bäuerliche Arbeit, Handwerk und deren Erzeugnisse wie etwa das Brot, wo allein schon die Vielfalt der Sachen nach einer Vielfalt der Bezeichnungen ruft. Dabei ist es wesentlich, dass die Mundart wenig Lust zeigt, eine Vielfalt zusammenzufassen, in einem allgemeineren Begriff zu abstrahieren, sondern in sogenannter enumerativer, in Einzelakte aufgliedernder Redeweise die Dinge auffasst und in Worte umsetzt. Paul Zinsli hat in seinem Buch «Grund und Grat» eindrücklich gezeigt, wie sich der Bergler mit der ungeheuren Vielfalt

---

[3] Zum Wortschatz vgl. Friedrich Maurer, Volkssprache (Erlangen 1933) 6. Manfred Szadrowsky, Zur hochalemannischen Syntax (Beitr. 54, 1930) 65ff. Jörg Fierz, Die pejorative Verbildlichung menschlicher Körperbautypen im Schweizerdeutschen (Diss. Zürich 1943) usw. Ausgezeichnet im Beispielmaterial ist auch Heinrich Bäbler, Glarner Sprachschuel (Glarus, Verlag der Erziehungsdirektion, 1949). Mit dem Blick bereits auf den weitern Bereich der Volkssprache, geschöpft aus dem Idiotikon: Luise Frei, Die Frau in der schweizerdeutschen Volkssprache (Diss. Zürich 1935). Als Beispiel einer Arbeit aus dem Niederdeutschen: Hans-Friedrich Rosenfeld, Ausdrucksfähigkeit und Bildkraft der niederdeutschen Sprache, dargelegt an der Bezeichnung des Bezechten (Sonderschrift des Stader Geschichts- und Heimatvereins, 7, Neumünster 1956). Zur Gassensrpache von Basel: Verstoosch hösch, e Gugge voll Chnullerisprüch, abgfüllt vom Wiesely, 3. Aufl. (Basel 1950). Von Zürich: Fritz Herdi, Limmatblüten (Zürich 1955); Ders., Limmatfalter (Zürich 1956).

der Bergwelt sprachlich auseinandersetzt, nach ruhender Anschauung und nach der Richtung, die der Mensch einschlägt[4].

Voraussetzung für stilprägende Benutzung des Wortschatzes ist die Beherrschung dieser Vielfalt, ist seine Kenntnis, die unter dem Einfluss der in dieser Hinsicht bequemeren, abstrahierenden Hochsprache vielfach zurückgeht. Ähnlich ist es mit der Wortbildung, in der ja die Mundart ganz besondere Möglichkeiten bereithält[5]. Wer kennt nicht den besonderen Geruch in Heimen oder Anstalten, den wir spontan mit einer Wortbildung *es aastältelet* fassen können. Es gibt eben noch Suffixe und Präfixe mit einem festen Stimmungsgehalt, zu beliebiger Anwendung bereit. Das Wortfeld für die vielen, besonderen Arten des «Gehens» etwa macht, wie eine Beobachtung von Emil Balmer illustrieren mag, davon reichen Gebrauch. Die guten Schriftsteller sind sich der Vielfalt stilistischer Feinheiten, die ihnen der Wortschatz anbietet, durchaus bewusst. *U wi luschtig chöi mer doch der Gang vo de Möntsche uslege? – är stäcklet, är pföselet, är ränggelet, är stögelet, är schrittet* (von «Schritt» abgeleitet), *är tschalpet, är gnöpperlet, är stöderlet – si chniepet, si gnepft, si pfideret, si fäcklet, si walzet, si wouschtet, si wäjt uus, si chunnt cho z flügaschtere, si stölzerlet, si tänzerlet, si zäberlet, si wädelet, si füdelet.*

Die Mundart kennt zwar auch die gegenläufige Tendenz, eine Vielfalt von Ausdrücken durch einen einzigen zu ersetzen, etwa vielerlei Tätigkeit durch eintöniges «machen», aber es geht da eher um einen bequemen Ersatz als um eine echte Form von Abstraktion. Dies zeigt sich darin, dass durch Beifügen des Präfixes doch wieder eine Besonderung gesucht wird; man sagt zwar: *er het welle go im Stal mache; er het nie Uufall gmacht; si mached s Chalb; uf daas het Marrti eso troche gmachet* (gesagt), *de Vatter hed all ommen en Pfarer omme gmacht* (bei der Berufswahl des Sohnes); *gsund und gmachti Lüütli.* Dagegen: *nidermache* (vom Mistanlegen), *Rüeben usmache; ufmache* (zum Tanz aufspielen); *zuemache, abemache* (vom Wetter).

Auch an der Tendenz zum nominalen Stil hat die Mundart einigen Anteil; dass die Bevorzugung der Nomina (Hauptwörter, Eigenschaftswörter) vor den Verben einen eigenen Stilwert haben kann, sollte man nicht verkennen, obwohl man heute gerne darüber klagt, nominal

---

[4] Ebenso Szadrowsky (wie Anm. 3) 68ff.

[5] Otto v. Greyerz, Vom Wert und Wesen unserer Mundart, im Sammelband: Sprache, Dichtung, Heimat (Bern 1933) 238ff. Ältere Arbeiten bei Sonderegger (wie Anm. 2). Reiches Material auch bei Albert Weber, Zürichdeutsche Grammatik (Zürich 1948) und Ludwig Fischer, Luzerndeutsche Grammatik (Zürich 1960). Neuerdings Hans Kuhn, Verbale l- und r-Bildungen im Schweizerdeutschen, BSM XI (Frauenfeld 1961).

ausgedrückt «Klage führt»[6]. Aber es ist doch etwas anderes, ob ich sage: *s Ursi kennt eine* oder: *s'Ursi het Bekanntschaft; en Chund* ist nicht dasselbe wie *e Chundschaft, en Schatz* hat andern Gefühlswert als *e Liebschaft, es Wiib* ist nicht unbedingt so neutral beleuchtet wie *es Wiibervolch.* Weitere Beispiele: *ds Seili tuet e Schnall; er het nid es Gläich taa; s sälb wei mer de Wüsse ha* (ein Wissen darum haben); *do chunnt im Peterli wider de Sii draa; so cha mene net z'grächtem Rat tue; en andere het gwüsst der Träf z'gää; ich hett Ene überhaupt Gschwatz ggee* (Red und Antwort gestanden; *Drätti het ... uf em Gutschi es Stüngli zwöi es Rüejigs gnoh* (ein Schläflein gemacht); *ich bes kantli; bisch au weder hiesig; i bis greuig; du bisch em Frese besser chünd* (besser bekannt). Farb- und stillos ist solche Ausdrucksweise nur, wenn keinerlei Gründe der Bedeutung oder des rhythmischen Gefüges für sie sprechen. Stilistisch geht es in diesem ganzen Bereich um das genaue sprachliche Treffen. Hermann Burte klagt einmal: *Langsam in den Örder | sin im Undergang | Eusi alde Wöörder | Voller Seel un Klang.* Traugott Vogel klagt über *d'Muulfüüli* und noch schärfer äussert sich Ernst Schürch: *Verliere mer die verschidene Usdrück, so gangen is natürli o die verschidene Begriffe ab, wo drine usdrückt sy, u das heisst nüt anders, als dass mit der Sprach o der Geischt versimplet*[7].

Man darf aber nicht vergessen, dass dem Verlust ein grosser Zuwachs an Wortgut gegenübersteht, allerdings meist aus mundartfremden Sprachbereichen, wobei bei der oft flüchtigen Eroberung des Neuen die Ausschöpfung der einzelnen Wortbereiche notgedrungen weniger tief geht. Ich will versuchen, am Schluss diesen Vorgang in einen allgemeineren Zusammenhang zu stellen. Sicher hat jede sprachliche Besinnung an sich die Frage zu richten: Welche Wörter kann ich nur mit einem Verlust an Prägnanz und Gefühlswert, und das heisst an Stilwert, durch andere ersetzen; ich nenne einige: *muultüür, heimlifäiss, es Nückli, s preicht för jeden öppis, der Teckel vo der Trucke isch drang ggange, d'Sunne glaaret, lind und lees* (von Speisen).

Wie sehr Stilwerte verloren gehen, mag ein einziger Satz zeigen, an dem nur drei Wörter durch andere ersetzt wurden: *De Sepp ischt e sympathische Purscht; aber es ischt schaad, er hed die falsch Frau gfunde.* Die echte Fassung lautet: *De Sepp ischt e gmögige Purscht; aber es ischt schaad, er hed die lätz Frau verwütscht*[8].

---

[6] Zum nominalen Stil: Hans J. Bayer, Untersuchungen zum Sprachstil weltlicher Epen des deutschen Früh- und Hochmittelalters (Berlin 1962); eine gerechtere Beurteilung des seit Wurstmann verfemten nominalen Stils scheint sich heute anzubahnen.

[7] Ernst Schürch, Häb Sorg zum Schwyzerdütsch (Bern 1944) 20.

[8] Das Beispiel stammt von Robert Stäger, der sich um die Mundart des Freiamts verdient gemacht hat.

Beim Satz kommt es darauf an, in welcher Weise seine Sinngeschlossenheit sich als Einheit einprägt. Ich übergehe aber alles Syntaktische und greife nur den Rhythmus heraus, der jedes sprachliche Gestalten im Satz und darüberhinaus durchwaltet. Er steigert das am Anfang jeder stilhaltigen Aussage stehende drängende Gefühl in eine fassbare Gestalt von einer gewissen eindrücklichen Gliederung des Nachdrucks (Akzentes) und der Melodie.

Das iśch doch äifach nüme erláubt, sò öppis: Die Tendenz, die Eindrucksstelle des Satzes an den Schluss zu legen, ist auch hochsprachlich, nicht aber die Freiheit der Wortstellung in den folgenden berndeutschen Beispielen; es folgen zuerst solche mit einer Hebung auf dem letzten Wort: *es sig süscht afe Heu ache gnúe* (statt *afe gnúe Heu ache*); *me cha nume stuune wi gnau die hei gluègt o glóst* (zweischrittig); *wo eifach dert si blibe stáa; das isch grad was ì ha gsúecht;* aber auch im Toggenburg: *dìck amen Ort hets gschnéit.* Besonders eindrücklich dabei ist die Art, wie der Satz abschliesst und es lassen sich hier noch alte, schon der antiken Rhetorik bekannte Formen der Rhythmisierung des Satzschlusses (der sog. Klausel) feststellen; dabei wird die Wortstellung der Rhythmik durch Fernstellung zusammengehöriger Wörter oder Satzteile angepasst[9].

Bei den folgenden Beispielen wird nach einem breiten Wellental zu einem zweischrittigen Schluss angesetzt, mit absinkender Stimme am Ende: *hei mir is níd gha z'erchlágè; wen er guet ischt im Strúmpf gsì; gäb er schi het gsúndigèt.* Das ist der Cursus dispondaicus, lat. *èsse videátùr.* Reste solcher und ähnlicher Satzschlüsse leben noch in Formeln weiter wie *min Vátter sèlig* (*sáncti dèi*, Cursus velox) als Beispiele eines früher verbreiteteren Nachtragsstils[10] (hier Nachstellung des Adjektivs), der in der gewöhnlichen Sprache keinen rechten Halt mehr hat, beim Fluch aber noch sehr üblich ist: *Húnd, du góttlose, lìnth-úfen-und àbeschwèmmte*... Während in den bisherigen Beispielen der Rhythmus zum Satzschluss als der Eindrucksstelle anschwoll, platzt hier die ausdrucksbetonte Rede mit dem gefühlsstärksten Wort heraus, um dann wie beim Donnerschlag mit schwächeren Schlägen nachzudoppeln.

Es können aber auch beide rhythmischen Formen miteinander verbunden werden, ein Auf- und ein Abschwellen: *Ich hàckes sogaar im Wińter hàckes ich. E Schoppen guet Veltlíner ... ischt dert albig zhá gsi wenn*

---

[9] Die Wortstellung unter satzrhythmischem Gesichtspunkt ist, so viel ich sehe, noch nicht untersucht worden. Andeutungen bei L. Fischer, Luzerndeutsche Grammatik (wie Anm. 5) 442. Ergiebig wäre das Berndeutsche.

[10] Zum Nachtragsstil: vgl. Bayer (wie Anm. 6) 129ff. Parallelen aus dem 17. Jahrhundert vgl. H. Trümpy, Anm. 2, S. 211.

eswär chòn ischt. Und säb ischt. Der Gipfel ist hier im Gegensatz zum Cursus vor den Schluss hingelegt, wie besonders deutlich in einer Appenzeller Verwünschung, deren Zeuge, zum Glück nicht Opfer, ich war: *Wenn i Eu gad söll säge was er sönd: Eer sönd en vetáamte choge Schíshond, ond säb sönder.* Mit der Rhythmik geht eine stark modulierte Melodik öfters Hand in Hand, die uns als «Singen» besonders in den Bergmundarten auffällt. Dass die Rhythmik der mundartlichen Rede vielfach geradezu zum Verse drängt, kann man besonders am Berndeutschen bemerken. Ein Satz aus Gotthelf lautet: *Um das Haus herum räumte auf die geschäftige Hausfrau* (Leiden und Freuden eines Schulmeisters)[11]. Man fühlt sich gedrängt, den Satz als Hexameter zu lesen So ist es kein Zufall, dass ein Berner die Odyssee ins Berndeutsche übersetzt hat, Albert Meyer:

Rüejig héege si ds Húus, mischgünstige Lüte zum Érgèr,
áber de Fründe zur Freúd, am beschte chüschte si s sälbèr[12].

Auch der flachere Rhythmus des Thurgauers hat seinen eigenen Stilwert. Enderlin hat ihn, geleitet vom Vorbild von Ramuz, meisterhaft gehoben:

Ensuite le temps s'est couvert. Ond dénn het's zúe tò.
Vous savez, de ces nuages à neige Jo, mit so Gwölgg, wo Schnée zwègmacht[13].

Von urwüchsiger Kraft ist die Rhythmik Paul Hallers, etwa in dem Gedicht, betitelt «Hans und Häiri»:[14]

Das müesst dr allertrùrigst Fötzel sy,
Won iez nid Rächt verlàngti: I dr Fröndì
Dryssg Johr lang hämmer d Lüt us gúetem ggèe.
Iez múes i mit em äigne Chínd vor Grìcht.

Das klingt nach dem althochdeutschen Hildebrandslied des 9. Jahrhunderts, thematisch wie rhythmisch:

der si doh nu árgosto óstarliùto
der dir nu wíges wàrne, nu dìh es so wél lùstit (57–58)

ih wallota súmaro enti wìntro séhstic ur lànte (50)

nu scal mih suásat chìnd suértu hàuwan (53)

---

[11] Bd. 1, 157.
[12] Homer bärndütsch. Odyssee, Gesänge I–XXIV (Bern 1960).
[13] C. F. Ramuz, La Grande Guerre du Sondrebond, De Sonderbunds-Chrieg (Frauenfeld 1947).
[14] Hans und Häiri, in der Sammlung der «Gedichte» (vgl. Anm. 15) 110ff.

Um diese innere Verwandtschaft der beiden Denkmäler zu spüren, braucht man nicht zu wissen, dass nach des Dichters eigener Aussage hier tatsächlich der Versuch vorliegt, das uralte Motiv des Hildebrandslides, den Vater–Sohn-Konflikt, in bäuerliche Verhältnisse zu übertragen[15]. Der Versuch ist geglückt: über ein Jahrtausend hinweg schiesst der Bogen des germanischen Versgefühls.

Der Bildbereich

Im Mittelpunkt aber soll der Bildbereich der mundartlichen Rede stehen, in welchem sie sich aus Abneigung gegen die Abstraktion heimisch fühlt. Das Bild steigt auf aus dem Erfahrungs- und Gefühlsbereich: es gestaltet Erfahrung und prägt gleichzeitig das Gefühl ein. Die Erfahrung umfasst einen einheitlichen Akt, umgreift ihn und sondert ihn aus: damit wird der Bild-Raum geschaffen, in welchem die Gefühlshaltung sich ausbreiten kann. Erfahrung meint, dass dieser Akt des Umgreifens jedem nachvollziehbar wird, weil Erfahrung sich einem weitern Kreis von Menschen erschliesst als das persönliche Erleben. Ein Stück erfahrene Welt wird im Bild gefühlsunmittelbar.

Damit ist die Bildgeschlossenheit des mundartlichen Sprachbildes betont, seine Geprägtheit. Die Mundart ist unendlich schöpferisch im Vorstellen von Bildern, aber ebenso beharrlich im Festhalten; sie hält ihren Bilderschatz der Rede bereit, in mehr oder minder formelhafter Festigkeit. Wir können jetzt nicht vom Wesen der Redensart bis hin zum Sprichwort sprechen; das Redensartliche des mundartlichen Bildes wird an den Beispielen sofort klar; es geht nicht darum, ein Bild anschaulich aufzubauen, sondern um einen Appell an unsere Erfahrung: sie wird in uns aufgerufen in einem bezeichnenden Fall, der uns aus einer gewissen Unbestimmtheit und Unsicherheit des Denkens mit einem Mal erlöst. Natürlich gibt es in der Mundartdichtung auch Bilder von der Selbständigkeit der Sinnbilder, der Symbole: von ihnen ist aber im Bereiche einer Sprachstilistik jetzt abzusehen. *Derby blybts, gang es go Worb oder is Boll* (gehe es nun wie es wolle); *Fritzen isch es so um Burdlef ume gsi, schier lieber weder Jo hätt er Nei gseit; ietz isch richtig Murten uber gsi bim Bärewirt; mosch mi gaar nid eso badisch aaluege; ich heissen nit Hans Chlupf.* Die Beispiele zeigen, wie sich die bildliche Verständigung eigentlich im engen Raume abspielt, auf die Erfahrungen einer nachbarschaftlichen Mitwelt abstellt. Aber nicht nur die Ortsnamen, auch die Bilder selbst sind konkret und nahe; wo die

[15] Paul Haller, Gedichte (Aarau 1922). Nach den Angaben seines Bruders, Erwin Haller, der die Einleitung geschrieben hat, studierte Paul Haller zuerst Theologie, dann Germanistik.

Hochsprache sagt: «mit einer Meinung nicht hinterm Berg halten» heisst es bei Huggenberger: *de Heiri isch mit sinere Meinig nie hinderem Gartemüürli hine ghocket.*

Ganz allgemein geht es darum, abstrakte Begriffe des Raumes und der Zeit zu meiden und an ihre Stelle das Bild zu setzen. Was ist eine «Reihe»? Für Bauernkinder leuchtet unmittelbar ein, wenn der Lehrer kommandiert: *So stond emol ane Mädli!*

Oder: *en engi Grëchtigkeit!* (konkret gebraucht)[16]; *si sy zum Cheerumtürli choo* (zu einer andern Ansicht); *u was hiit der jez zsämen im Biet?* (im Sinn); *en Lappi, won en d Huut aarüert; dihaa im Chläggi, wä me e Stund lang pmarschiert ischt, isch me om die halb Chrischtehäit ome gsii* («Christenheit» ist weniger abstrakt als «weit herum»).

Überall dabeisein: *bi jedere Chatzestriglete, bi jedere Hundsverlochete deby sy.*

Zeitbestimmungen: *Wägemiine schwätzed – bis e Chue en Batze gilt; zwüsched Füür und Liecht* (auch: *under Liecht;* mit Ersparung von *Füür*).

Es streng haben: *Vo denn a hei Drätti u Müeti du erscht rächt Chilbi gha mit em Wärche.*

Negationen aller Art: *I kei Schueh ychen isch es im rächt gsy; äs fähli käs Leche; das hed de Chatz känn Boggl gmacht; i frogen im nid e Bohne dernoh, – keis Flöhli; de ganz Plunder säi nid s Aaspölzle wert.*

Weitläufige Verwandtschaft: *S isch vo der letschte Suppen es Tünkli;* spasshaft: *Si Grossmueter und die Grossmueter händ doch under der gliiche Sunn Wösch tröchnet.*

Menschliches, Allzumenschliches: *Er het Scharnieren im Hirni* (man beachte den Einbruch des Technischen); *es wird dir däich es Redli im Gring verrütscht sy; da chaascht am aagee, wo d Hose mit der Biisszange zuetuet, aber nid i miir* (Bächtold, aber auch in Herdis «Limmatblüten»); *Chrigel het der Tag düren ordli gmämmelet gha u da ischt im d'Lööti vom Muu gheit; dä het mängem d Leitere aagstellt* (geholfen); *Peklin isch das nume Mähl i si Muelte gsi; jetz chunts uus, wo de Hund de Chnoche vergrabe hät; – wo de Güggel uf em Sädel höckli; – wo der Chüngel wott näschte; aber d Chatz ischt amen angeren Ort im Heu gläge; er hät ere numen e chly uf ds Läbige greckt; er het em Meitschi afa d Chappe schroote; nei, dem hett i no s Zit gricht, jawoll; sus well mä är denn dr Taufzädel schon ärläsen; i will der s Mösch scho butze; i wott de Ornig ha, het der Alt z bodegestellt; iez wär der Flueg widrumen i d Fuhre gstellt; i will dir der Wy grad lüütere; der Spannstab e chli itoo; i will ihm de s Läderzüüg aastryche; moll, dä wirt der d Lüüs abetue;*

---

[16] Zunächst der rechtliche Anteil an einem Grundstück, dann dieses selbst. Bei der Aufteilung der Allmenden an die Bürger waren diese Anteile des öftern sehr klein.

er wirt em dänn d Nöht scho ytue; deidure schränzt de Faden ab. Psychologisch aufschlussreich ist die Möglichkeit, ein Abstraktum so zu verlebendigen, dass eine Person mit ihm gleichgestellt werden kann: *so en schööne Tood hani niemee gsee wies Bääbeli äine gsy isch; di zweiti Frou isch chum lych gläägе, so...; ich sei iez doch en arme Znacht, därewäg möse go übernachte.* Das ist unmittelbarer, als wenn der Vergleich am Rande noch sichtbar wird: *Du bischt di bar Güeti, bischt d'Rueh selber.*

Die volle stilistische Wirkung tut die Bildsprache natürlich nur im Zusammenhang der Rede: wenn wir hier um des Überblicks willen die Beispiele herauslösen, ist das eigentlich unstatthaft. Ein Sprecher, der sich nur in vorgeprägten Bildern und Redensarten bewegte und erst recht ein Dichter müsste diese bald zu Tode reiten; absichtsvolles Aufsagen und Wiederholen von Bildern verstimmt. Es ist aber nur halb richtig, wenn man gesagt hat, die vorgeprägten Redensarten ersparten dem Mundartsprecher die Denktätigkeit[17]; einmal hat sie einer aus seinem Denken heraus einmal geschaffen und es erstehen immer wieder neue. Auch ersparen sie dem, der sie benutzt, nicht das Denken als solches, sondern nur eine eigene Formulierung. Wer Formeln gedankenlos anwendet, diese also auch noch für sich denken lässt, ist nur ein Sprüchemacher. Wo aber ein sprachliches Bemühen und ein eigenes Denken an ihren Kulminationspunkten sich in vorgeprägter Formel kristallisieren, da wird eine bedeutende künstlerische Wirkung erreicht, da ist das Gefundene im wahren Sinn ein zugeeigneter Fund[18]. Auch die hohe Dichtung verwendet geprägte Formen, Topoi und Metaphern; je mehr wir in eine Dichtung hineinhören, um so deutlicher tritt auch in ihr das Verbindende und Verbindliche am Wort hervor gegenüber dem Einmaligen und Persönlichen.

Ein Wesenszug des mundartlichen, vorgeprägten Ausdrucks ist seine Zweigliedrigkeit; die Form verfestigt sich damit gegenüber den vorhin genannten Beispielen: *all und ein Oobig; potz disen und äine; gliich un eitue; uuf und noche; vil Lüüt wüssed nüme, wo uus und aa; aber mit däm isch gly uus und Aame gsy.* In den zweigliedrigen, alliterierenden Formeln ist überdies ein Schmuckmittel, das besonders der volkstümlichen Rede und der in ihren Bahnen wandelnden Dichtung eigen ist, ungebrochen lebendig bis auf unsern Tag. Bildhaftes wirkt trotz der fertigen Prägung

---

[17] Zur umfänglichen Literatur über die Redensart hier nur ein Hinweis auf Mathilde Hain, Sprichwort und Volkssprache (Giessener Beitr. z. deutschen Phil. 95, Giessen 1951); W. Schmidt-Hidding, Sprichwörtliche Redensarten. Abgrenzungen–Aufgaben der Forschung: Rhein. Jahrbuch für Volkskunde 7 (1956) 95 ff.

[18] Als Beispiel einer Sammlung für viele: Hans Schindlmayr, Mittelschwäbischer Volksspiegel (Augsburg 1936).

noch hinein, aber nicht mehr so stark wie im geschlossenen Bild, weshalb sich die Formen vielfältiger anwenden und oft auch aus rhythmischen Gründen einschieben lassen. Stilbildend ist die Variation, die nur Zweierlei hinstellt, aber damit eine ganze Fülle umgreift. *Pauli hed alls bi biz und ni broosme erzelld; ob Bäärg und Büchel; um Chraa und Chrëëze cho; buechige Chnörz u Chnüüre; ds Strässli het geng wider Chrümp u Chehre; e wackrä Maa, cheerig und chündig in all Wäg; us Chluft u Chrach; i d Chleck u Chlimse; Chröös u Chottle; dä wo blutt u bloss dürs ds Läbe geit; däwäg heige sie zäme gredt, dütsch u düütlig; de Bode isch muur und mold; mit Byschte und Bäärze; Chifle u Chälze; e Bejelivatter muess si chönne rüeren u rode; Hebi und Haab; Rus und Risi* (Runs); *Schiiter und Schäita* (hier als Annominatio, Bildung aus demselben Wortstamm).

Reim ist nicht selten: *under Tach und Fach; was öppen e so Chouf u Louf syg; Söihäfeli-Söiteckeli; s Stümpli ghört em Lümpli:* aus der Formel wächst der Reimspruch heraus, der im Rahmen der Rede eine noch stärkere Eigenständigkeit beansprucht als die Formel. *Us em Lächli gits es Bächli; guet chöie gaat für s Möie; mi mo chöne ässe und mö chöne vergässe; aber die Herre Junge tönd sich halt au lieber trucke weder pucke; e Rääbe git nüüt vergääbe; bei dan Alta isch ma kalta – unn mit da Junga hät ma's gwunna; i de Fasnacht tanzen und sporren und sperze – und nid chönne zeise de z' Mittimerze.* Sparsam verwendet, sind solche Sprüche, die sich mit dem Sprichwort mischen, das Salz der Rede: *We's nume höselet, gäb win es pföselet!*

Man muss diesen Reimspruch einmal in den Zusammenhang von Simon Gfellers Geschichte «s Buggeli» stellen: *Es Zytli dernoh isch es ou z'Spiessige ruchbar worde, Dreiangel-Hansli well d'Lingebode-Lysebeth hürate. I allne Chlapperläubline het es dervo widerschlage. Häisi het zu Heirin gseit: «Donnerwätterli abenangere, wird das wellen e chalte Winter gä, we si settigi Ruschtig zsämelot u wott unger ei Dechi schlüüffe! Het jezt die Lysebet ke brevere funge, weder dä Dreiangel-Muggi! Do gseht me wider: We's nume höselet, gäb win es pföselet!»* Ein stilistisches Kabinettstück: der Reimspruch fasst mit einer prägnanten und humorvollen Raffung alles in einem zusammen; der Sonderfall ist damit zu Ende erwogen, eingereiht und in seiner allgemeinen Bedeutung durchschaut.

Ganz im Gegensatz zu diesem inneren Zusammenklang der Formel mit der Rede, in die sie eingebettet ist, stehen Hieb- und Stichworte vom Typus *Bhüetis der alte Maa* oft ohne direkten Sinnzusammenhang im Text. Das Gefühl braucht eine Entladung, benutzt dazu aber gerne eine in ihrer Bildlichkeit weitgehend verblasste, von der unmittelbaren Situation abliegende, spontan einschlagende Aussage: *E du verhöhnti Saage* (wenn sich jemand z.B. mit dem Messer in die Finger

schneidet); *vertaamti Säge wie d hauscht; di verbränti Zäine; guet Nägeli; Proscht Nägeli; Prost Herr Eisele.* Das ganze Gebiet des oft blumigen Fluchens, das noch viel zu wenig untersucht ist, gehört hieher.

Weit hergeholt sind oft die Jassredensarten, die vielfach überregional verbreitet sind; es wird z.B. auf die Farbe der Spielkarte angespielt: *Härzlig isch lieblig; Rossauge hend d Füli; Eggstei git guet Muure.* Oder man unterstreicht die Spielsituation: *De Chüng machts sSpiel veruckt; gstoche de Bock, worum geit er i Chabis; hou se Res, es ischt en Amsle; Trumpf nint de Schnee ab de Bärge; mit derige Chaarte cha me de Chnächt schicke; s isch graad, we wän uf aamol alls wett übernachte biin im; uf em Tisch mönd si verricke, nid in Tööpe; Armehuus; und winner hät welle butze mit eim, hät er gseit: Mer winnd der Gottesdienst nit verlingere.*

Beim Vergleich wirkt die Bildvorstellung nicht mehr innerhalb eines geschlossenen Erfahrungsbereiches in unmittelbarer Vertretung des Gedanklichen durch das Bildhafte. Mit dem hinweisenden «wie» werden zwei Bereiche verglichen: die Erfahrung, von der man ausgeht, mit einem anderen Bereich, in welchem das Bild aufgesucht wird: *er hockt doo as wie ne bläihte Chrott uff em Düüchel; wie e Henne off de Eiere; churz es chönn es Läbe füere wi d Vögel im Hirsch* (Hirse), *jubiliere we d Vögel im Haaffsoome; do hät er mi aagglueget wen en Laubchäfer bim Rägewetter.* Der Tiervergleich spielt eine entscheidene Rolle: *S Muul bliibt eren offe stoo, das d Schwalbe hetted chöne näschte drin; en Esse wie jung Müüs; süüne wi ne Schlosshung, hüüne wie en Beerifuggs; du chunnsch ne wien ne Hung i ds Cheigelris; ar hed die Froww aaggaffet wie nes Chalb en niwwi Tiren; im Räbme isch es wohl we der Suu in Aachele.* Solche Vergleiche brauchen nicht grob zu sein, denn verglichen wird mit dem Verhalten des Tieres: hier also z.B. dem Wohlbefinden des Schweins. Die Unbefangenheit der Mundart kann man auch in den Tiervergleichen der mittelhochdeutschen Dichtung finden[19]. Beachten wir in der folgenden Reihe die Steigerung bis an die Grenzen der Anschauung; das letzte Beispiel stammt aus Herdis Limmatblüten: *u ds Härzli het zitteret wi nes Gallerechstöckli; lang gäng ischt er do gstange wi ne Verbotstud; Stand nüd daa wien en Ölgötz; Baa han ich gha, Pföschte dei, fascht we gfüllti Malterseck; Du Jule, du hescht eigetlig dys Härdöpfelchrümmli cheibemässig toll ungerstellt; Stürzle wie Ankechübeli; mit ere Fratze we de Tüüfel, wän er e Pfaffeseel gfange het; wäge son eme Literli willi, da ischt jo graad, we wä me e Bätter-*

---

[19] Vergleiche aus mhd. Dichtung z.B. *nû liget er alse ein tôtez schâf* (Moriz von Craun 1277); *Minner herze vicht ze ganzer staete als in einem sacke ein swîn: daz vert unde kirret* (Hadlaub nr. 17, 21). Im historischen Volkslied findet der Tiervergleich für Menschen und Menschengruppen weiteste Verbreitung.

mit eme Puuregruuser settig Chnüre Chäs u Brot abzspränge wi Mutsch hätt er schi nid trouet; Er hed ... im sebe chlinne Hüüsli gwohnt oder o wie mr gsääd hed, sini Choschtlöffel gkaa. Der Kopf des Menschen wird zum *Näggel, Seschter, Hübel, Gibel, Boiler.* Das Gehirn ist das *Oberstübli*, der Mund die *Brotlaube* oder das *Redhuus;* der *Lätsch* des Mundes *e Chellehänki* oder, in moderner Anlehnung ans Technische: *er het d'Muleggen uf zwänzg ab achti gstellt; er tuod sii Zwanzgrappemüüli so wiit uuf, das e Fränkli ieggange wäär.* Die Nase ist *en Zolgge, en Pfolbe, e Chupferbergwerk, en Sinagoogeschlüssel*, die Brust der Frau *e Chanzle* oder bei Gfeller: *s Gmälch isch ere schier zum Gstältli uusplättered.* Ich erspare mir weitere Beispiele: auf dem Gebiete der menschlichen Körperteile und des Anstössigen ist die Volkssprache besonders produktiv und ihre Augenblicksprägungen verbreiten sich mit der Geschwindigkeit der Witze über das ganze Land. In der Soldatensprache konnte man das Auftauchen von *Schabe* (jetzt *Superschabe* für ein Mädchen), *Flüügeschliffete* (Glatze), *Chuttlebudik, Güggelifridhoof* (Dickbauch) beobachten. Älter, aber nicht minder spontan entstanden ist der Ausdruck für das Jasskartenspiel: *s sächsedrissgblettrige Schwyzergebättbüechli.*

Wir sind damit bei den bildsprengenden Kräften angelangt, die sich in der Steigerung und in der Übertreibung kundtun. Es gibt sinnvolle, im Rahmen des Bildes verstärkende Steigerungen, wie besonders beim Eigenschaftswort zu beobachten ist: *stockticki Tünkli; schlegelticki Nacht; chuefiischteri Nacht; cholbrandraabeschwarz; hellruessbüebli i d Höll wuurff; d Zää – hend uusgseche wie bufällig Henneständ; er het e Schnure wien es zweischlööfigs Hundshüsli*[20].

Im Bildwort, der Metapher (und der verwandten Metonymie und Synekdoche)[21] fällt das «wie» des Vergleiches weg und der Ausdruck des Vergleichsbereiches steht nun stellvertretend für den des Erfahrungsbereiches. Die Klosterfrau heisst *Teckelschnägg*, nach den allegorischen Abbildungen, die ihr Leben im Bilde der sich in ihr Häuschen zurückziehenden Schnecke zeigen. Diese Metapher hat nichts Abschätziges[21a]. Das Sackmesser ist *de Puuregruuser;* warum, erklärt S. Gfeller:

---

[20] Zum Vergleich: Manfred Szadrowsky, Künstlerisches aus der Volkssprache, Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins, 1921.

[21] Die Synekdoche nach dem Typus der pars pro toto: *en Giel* (Bursche, Knabe) eig. Maul, Schlund. Zur Metonymie, in der als Subjekt genannt wird, was ihm eigentlich nur zugehört: *wämer iez anere ringere Milch noehänd* (eine bequemere Milchsammelstelle anstreben).

[21a] R. Wildhaber macht mich auf den Kindervers *Chlooschterfrau im Schnäggehuus* aufmerksam sowie auf Objekte in Wachs (Deckelschnecken mit eingesetzter Klosterfrau), wie solche noch bis vor etwa 20 Jahren in Einsiedeln gemacht und verkauft wurden.

dunkli Aigli (*hell* = Hölle); *e chällertöifi Bassstimm; flätschdräcknass; güseltroche; bürschtedick; cheesgääl; füürchräbsroot; bluetzündrot; schneetuubewyss; e schneezahchriidewysses Schinhüetli; en Alpechalb* (ein besonders stattliches). Sehr oft aber steht das verstärkende Element in keinem innern Zusammenhang mehr mit dem Bild, das es intensivieren soll, vielmehr in einem Gegensatz dazu. Damit setzt die «Verfremdung» der Bildlichkeit ein, wenn dieses Modewort gestattet ist. Es regt sich ein Element, das wir bald mehr als rein spielerisch, bald aber auch als schöpferisch bezeichnen müssen, jedenfalls werden damit ausgesprochene Stileffekte erzielt. Noch kaum bemerkbar in: *Amene stockstierdunggle Samstigznacht* («Stier» hat keinen Sinn, aber eine lautmalende Funktion); *Stockchatzerdetunkel.*

In den folgenden Beispielen hat *chrotte* bloss verstärkende Funktion: man benutzt den kräftigen Lautleib, während der Sinn verdunkelt: *chrotteschööni Hoseträäger; chrotte suuberi Döörfer; s dunkt ins chrotteluschtig; e chrotte gschyds Mannli; es chrottestyffs Tschuderstöckli* (Blumenstöckli). Der eigentliche Gegensatz wird als solcher kaum mehr bewusst, die aus ihm resultierende Steigerung macht den Stilwert aus. *ä hirmuots ä schönä Morgä; das ischt miseraabel e schööni Chue* (Jaun); *malefiz guet; so miech er si verdourbä guet; tischi sind denn grimm frelichi gsin* (Lötschental). Das Bild der idealen Jungfrau aus Nidwalden: *usinnig gschyd muoss si sy, suimässig suiber, gruisig scheen, mäinäidig trii, gottlos fromm und hüeremässig keisch.*

Die bildhafte Übertreibung kann sich zur Höhe einer beachtlichen Phantasie erheben. Von Ruedi Chägi: *Dää sett mer auf en Chriesibaum uezweie, das d Spatze chiented uf en abemache. I wett grad zur Huut usschlüüffe und näbetzue hocke.* Von Albert Bächtold: *Ich ha gär en liichte Schlooff, ich vertwache wän e Muus de Schwanz uf di ander Siite laad. Wä me däre e Madeschloss as Muul häremiech, täät si mit em Füdle babere. Mi Hindertaal gäb der e schöö Hoochsedgsicht, ich nähm dänn dys hinnedure.*

Wenn wir uns Spielformen[22] der Sprache zuwenden, ist der engere Bildbereich meist überschritten, Formelhaftes nimmt zu. Zweigliedrigkeit und Stabreim (Alliteration) begegnen uns auch hier wieder; das Spielerische kommt besonders mit den vokalischen Ablautungen hinein. Dabei ist es jetzt gleichgültig, ob etymologisch berechtigter Ablaut benutzt wird oder ob er nur im analogen Sinne nachgeahmt ist; es geht in jedem Fall um den Stilwert der Vokalstufung: *im*

---

[22] A. Schirmer, Der Spieltrieb als Sprachschöpfer und Sprachgestalter: «Muttersprache» Jg. 1953, 1 ff. Werner Hodler, Beiträge zur Wortbildung und Wortbedeutung im Berndeutschen (Diss. Bern 1911) § 53.

Schwang und im Schwung; schlitterle und schletterle; schliirpe und schlaarpe; niggele und näggele; er hitzget und hätzget; er wipft und wäpft; si räbled und ribled; s isch nüd eisig Büseli-Bäseli, s isch ä öppedie chutz-chutz. Die Kindersprache (besser die Sprache der Erwachsenen im Umgang mit Kindern) könnte hier eingereiht werden: *uf em Wigiwägi, de Zizibuuz*, doch nicht nur sie; allgemein üblich sind etwa: *s isch weder gyx no gax* (davon der FN *Gygax*); *nöd lang Tirlimirli mache; verbibäbele, charichäsperle.* Absichtliche Wortentstellungen gibt es in der Mundart wie besonders in der Gassensprache: *vergalaffe, enegerisch; hürasple; Brüüterich.* Dazu allerhand Umstellungen und Spiele wie: *Muggeduusser* (statt *Tuggemuusser*); *eitrigi Schweissgenosseschaft* (Schweizerische Eidgenossenschaft); *Schizovrenelisgärtli.* Dazu kommen sprachlich nicht entstellte, aber im Satzganzen sich ergebende, absichtliche Vermischungen des logisch Unvereinbaren. Es ergeben sich komische Wirkungen; schon im Vergleich, im Bildwort und in der Übertreibung gipfelte der Gefühlswert letztlich in der Befreiung von Komik und Humor: *Wie elter wie Chalb; Viertel über de Chämistäcke; vo Ostermundige bis uf Pfingste; dä neu Scholmeischter ischt e Tunderwätter uf em linde Brot; i säge drum der Chatz grad Büseli* (verschleiert für: ich sage es offen); *Er ischt jo aa Härz und aa Füdlen mit ene; s chunnt i dr beschte Familie vor, ass dr Grossvater dr ältischt isch; und all suuber Wuche e frisch Hämb; lieber nüüt too weder en fuule Hund sii; wenn i es Pfiiffli hett wetti rouke, aber i ha no kei Tubak, heschmer du Füür; i ha sonen Hunger, das i vor Tuurscht nöd wäiss won i znacht söll schlooffe, so früürts mi.*

Soziale Stilwerte

Mit der Verschleierung der Sprache stehen wir im Kapitel der sozialen Stilwerte. Die verschleiernde und euphemistische Ausdrucksweise wendet sich an einen bestimmten Kreis, von dem sie erwarten kann, dass er im Bilde ist. Nur angedeutet sei hier die Ellipse oder Ersparung, in der vom Hörer das Fehlende stillschweigend ergänzt wird: *s hët en möge; s het ghudlet was het abemöge; mir hei se z'Murte möge; dr erscht simmer worde* (beim Jass); *wo s Chindli woorden ischt; er häts an Lüüte; er isch öberegheit; si sind anenand ufgstanden und händ uufzoge; er het äin dine, en schrääge dine.* Die Ellipse ist ein rein abgekürztes Verfahren; in der Verschleierung hat das Übergehen seinen tiefern Sinn: es sind Dinge, an die man nicht rühren soll und die man deshalb nicht hart anfasst. In der engern Sprachgemeinschaft der Volkssprache ist die Verschleierung in ihrem wahren Element. Enger Raum gilt für alle zweideutige, hintergründige Rede, seien es nun Basler Fastnachtszettel oder «Limmatblüten», die nur der Einheimische versteht. Wir sagen zwar

allgemein: *wenn s mit em Unggle öppis gäb*, sobald die Sprache aber bildlich wird, so wird sie auch raumgebundener: den Ausspruch *er macht de Ruggeschwumm d Ämtlergass duraab* (diese Strasse führt zum Friedhof) kann nur ein Stadtzürcher verstehen, der Auswärtige in Analogie zu ähnlichen eigenen Bildungen. *S muess äine uf Wil, is Burghölzli, uf Münsterlinge* usw.: die Art der Verschweigung, die mit dem Ortsnamen das Irrenhaus deckt, ist überall dieselbe. Insoweit sind solche Erscheinungen raumgebunden und raumsprengend zugleich: sie sind übertragbar. Aber die Bildlichkeit der Sprache bewährt sich hier noch einmal, auch im Verschweigen dessen, was sie sagen will: *am Schatte hocke* für im Gefängnis sein, *mit gsiibeter Luft*. Die Ausdrücke für «sterben» wären Anlass für eine besondere Untersuchung, vom städtischen Jargon bis zum ländlichen: *iez häscht de letscht Mischt ussetoo;* überhaupt das Sakrale: *Di wo gäng flueche, wärden einischt e ruessigi Himmelfahrt haa.*

Im Bereich des Anstössigen halte ich begreiflicherweise jetzt zurück; doch erlaubt gerade der Euphemismus oft eine bemerkenswerte Diskretion: *barfis bis a Hals uehe; diir isch maani nid we andere Wiiber hütt* (hier von einem Mann gesagt). Für «Erbrechen» sagt man etwa: *im Ueli rüeffe; Bröcheli lache; e chli go verlofte; de Chräie rüeffe.*

Die Volkssprache scheut sich nicht, an alles Menschliche zu rühren; aber da, wo sie in ihrem wahren Element ist, tut sie es gerne in verhüllender Form: man spricht nicht aus, man verständigt sich. Gelegentlich sind allerdings die umschreibenden Bilder wesentlich unanständiger als die Sache selbst. Neben dem Euphemismus steht die absichtliche Wortentstellung: wir stellen sie fast ausschliesslich bei Begriffen des religiösen Lebens fest (man nennt das eine Art Tabuerscheinung), beruhend auf der primitiven Vorstellung einer Identität zwischen Namen (Wort) und Sache. Soweit es sich um totale Entstellung handelt, gehört die Erscheinung vorrangig ins Gebiet der Sprachpsychologie. «Bei Gott» u. ä. wird entstellt zu *bigoch, bigölt, bigolig, bigoffert, Gottstroos, Gottstroossburg* (aus *Gott stroof mi*), *wilsgölig, hetocht* usw. Der Teufel erscheint als *Tüggeler, Tüxel, Tütschel, Tüppel, Teeder, Tüüner Diller, Deuker* usw. Beim Euphemismus sind wir wohl wieder, wenn für den Teufel sinnenfällige Bildwörter verwendet werden wie *de Ghörndlet, de Hörelima, dr Löötig, der Liibhaftaga, de bluetig Oorenäggeler*[23].

---

[23] Zum Euphemismus vgl. Dieter Narr, Zum Euphemismus in der Volkssprache, Redensarten um «tot», «Tod» und «sterben»: Württ. Jahrb. für Volkskunde 1956, 112ff. Eine Art von Verschleierung ist auch die sprachliche «Entgleitung», die ein grobes Wort ansteuert, das Begonnene dann aber harmlos ausklingen lässt: *en schaafsseeleguete Mensch* (Schafseckel), *en alte Sekundarlehrer* usw.

Bei der Öffnung der Bildungshorizonte im modernen Leben dringen die Fremdwörter auch in die Schicht der einfachen Mundartsprecher ein, die sie zunächst nur hören und sie meist nicht an der Schrift überprüfen. Wenn die Fremdwörter der Mundart lautlich und flexivisch einverleibt werden, sind sie oft mundartlicher als Ausdrücke der Schriftsprache: *de Rebidaz* ist vielleicht *em guete Ruef*, *em Eergfüül* oder *Schaamgfüül* vorzuziehen. Das Zürichdeutsche Wörterbuch[24] braucht zur Umschreibung diese drei Ausdrücke und hat damit den Bedeutungsumfang wohl umkreist, ihn aber nicht prägnant in einem einzigen andern Wort fassen können. Die sog. Volksetymologie hat zwar öfters Unverständliches oder Unsinn hervorgebracht: *Ristermänter* (Instrumente), *äin vor d Naive stele* (Alternative), aber auch recht plastische Bildwörter geschaffen: *Redlifüerer* (Rädelsführer); *düpflimatisch* (diplomatisch); *Liggööl* (Liqueur); *Schnuralischte* (Journalisten); *melancholderig; d Russe händ wider e tüütschi Armee omzünglet; i han Schadesfaktion ghöische.*

Welche Prognose wollen wir der Zukunft dieser unserer Volkssprache in ihrem Bemühen um die Stilwerte der Rede stellen? Ich habe ja nur eine winzige Blumenlese aus dem Reich der Mundarten und ihrer Randgebiete bieten können, und doch steckt eine ganze Welt dahinter, eindrücklich allein schon in der Art, sich der Dinge sprachlich zu bemächtigen. Eine besondere Weise, die unsere Aufmerksamkeit und – unsern Schutz verdient.

Aber damit ist eine gefährliche Parole angeschlagen, mit der sich auch die Volkskunde auseinandersetzen muss. Muss nicht jede bewusste Pflege dieser Dinge Gefahr laufen, zu verfälschen, was nur spontan wirklich echt sein kann? Diese Spontaneität, die wir gerade am Stil der Volkssprache bewundern, ist sie nicht schon in der Mundartdichtung öfters dahin? Doch lebt diese ja noch aus andern Quellen, sie darf als Kunstform das Volkssprachliche steigern, in einem tiefern Zusammenhang bewusst machen. Für den alltäglichen Mundartsprecher aber müssen wir befürchten, dass die Grundlagen unterwandert und die zeitlichen und räumlichen Dimensionen gesprengt sind, in denen unverfälschte Mundart geruhsam in bewährten Bahnen weiterleben kann. Hermann Bausinger hat diese Sprengung dessen, was wir heimatliche Geborgenheit nennen, in seinem Buch «Volkskultur in der technischen Welt»[25] für das schwäbische Gebiet eindrucksvoll beschrieben. Auch

---

[24] Albert Weber und Jacques M. Bächtold, Zürichdeutsches Wörterbuch (Zürich 1961).
[25] Stuttgart 1961, bes. 100, 168ff.

die Schweiz steht hier, aufs Ganze gesehen, nicht zurück, wenn auch die Akzente besonders im Sprachlichen anders liegen. Können wir da allenfalls mit guten Ratschlägen oder mit volkskundlichem Interesse helfen? Seit die Bahnverwaltung jährlich einen Extrazug nach dem Lötschental schleust, wird die allzu berühmte Prozession am Herrgottstag langsam, aber sicher von innen her ausgehöhlt: sie wird nicht mehr ausgeführt, sondern aufgeführt, zu einem Schauspiel für Farbdias, zur Sparte «Folklore» des Fremdenverkehrs. Wenn sich die Landbevölkerung die städtische Antiquitätenmode und in gleicher Weise einen historischen Sinn für ihre eigenen Bräuche zulegt, pflegt sie im Grunde nicht mehr in gerader Entwicklung ihr eigenes Brauchtum, sondern den Wunschtraum der Städter, und der Bauer müsste sich schliesslich so sehen, wie er sich nach städtischem Vorbild einen Bauern vorstellen soll. Aber diese Haltung setzt sich wohl kaum allgemein durch; ich jedenfalls glaube nicht an die Allmacht des sinkenden Kulturguts.

Die katholische Kirche hat die Konsequenzen gezogen: ihr kommt es auf das Überleben der Frömmigkeit an und sie nimmt dabei etwa in Kauf, das ewige Licht statt mit Öl durch elektrischen Strom zu unterhalten, mag das den Ästheten auch stören. Heinrich Lützeler erzählt in seiner «Philosophie des Kölner Humors»[26] die folgende wahre Geschichte:

«Das Funktionsbewusstsein wurde bei einem kleinen weissgekleideten Mädchen wachgerufen, anlässlich der Fronleichnamsprozession, als eine ortsfremde Dame zu ihrer Freundin höchst sachwidrig bemerkte: ‚Sieh doch mal, wie hübsch die weissen Kinderchen sind!' Da wandte sich das Mädchen aus der Reihe um und stellte, gekränkt, knapp richtig: ‚Mer sin doch de Engelscher, du Aaschloch!' Das Mädchen war in seinem Berufsstolz getroffen ... unversöhnlich traten sich gegenüber die Zugehörigen und die Zugewanderten.»

Es kommt sehr darauf an, ob man mitbeteiligt ist oder Zuschauer. Ähnlich liegt es auch, wenn auch bei weitem nicht so krass, bei der Sprache. Wollen wir uns aus der lebenden Sprachgemeinschaft ausschliessen, indem wir uns nur an das Ursprüngliche als das einzig Echte halten, und da wo wir es noch finden, es in Reinkultur pflegen? Das könnte uns schliesslich in die Rolle der genannten Kölner Dame drängen. Besonders die Gebildeten, die Lehrer haben sich doch dauernd mit der Antinomie auseinanderzusetzen, dass sie in einer Kulturarbeit drin stehen, die ihre Hauptnahrung unbestrittenerweise aus der Hoch-

[26] Erweiterte Ausgabe (Honnef o.J., 1. Aufl. 1954) 74.

sprache zieht und sie auch in ihr darbieten muss. Sie wirken mit ihr aber auch in die Mundart hinein, und nichts trifft deren Nerv empfindlicher als gerade die Hochsprache, besonders wenn sie, um die Annäherung zu erleichtern, halbbatzig in Mundart umgemünzt wird. Und diese gleichen Totengräber der Mundart wollen diese unter Heimatschutz stellen! Inwieweit dies heute, wo alle Grenzen des Raumes und Standes überflutet werden, möglich ist, das ist eine Frage, die wir nicht vorschnell beantworten dürfen. Was aber doch zuversichtlich stimmt, ist die Art, wie die Volkssprache das Technische bewältigt: sie freundet sich mit ihm an, und dies nicht erst heute. Wir sagen: *en Lätzgfederete* und empfinden das wohl als gute Mundart, ohne uns zu besinnen, dass dahinter die Erfindung der Feder steht, die auch die Bettmatratze hat entstehen lassen. Unsere Bauern schlafen nicht mehr auf Laubsäcken, was nur ein fanatischer Volkskundler bedauern mag. Entsprechend hat sich im Sprachstil vieles geändert. Bei Herdi lesen wir für «platonische Liebe» *Fernhäizig*. Technische Erfindungen sind es beide, Feder wie Fernheizung. Die Mundart hat sich mit dem Motor angefreundet: *en Töff*, *en Chlapf*, *e Chlöpfgelte*, *en Pfupfer;* der Pneu heisst *Finke*, der Winker *de bluetig Tuume*, *de Motor suufft zwölf Liter Moscht*, *mer sauet devoo*, *mer fräset;* wenn man einen überholt, *het mer en abtröchnet*, *me riisst en Stopp*, *mer het en Hunderter uf de Büchs*, *me muurxet de Motoor abe*. Die Technik hat ihr Geheimnis, wenn sie läuft, und ihre Tücken, wenn sie versagt; auf jeden Fall fordert sie unser Gefühl zur Reaktion heraus. Ich kenne einen Bauern, der seinen bockstillstehenden Traktor mit dem Lederriemen «abgeschmiert» hat. Müssen wir nicht hoffen, dass nach dem unvermeidlichen Substanzverlust der kernigen, ortsgebundenen Mundart sich die Sprache eben auf andere Weise wieder Blut zuführt, wobei wohl nun Technik und Stadt den Ton angeben?

Man kann im Wallis beobachten, wie die Bewahrung einer urtümlichen, im besten Sinne «rückständigen» Sprache dazu geführt hat, dass sich die Walliser im Verkehr mit den übrigen Schweizern einer Art Walliser Grossmundart bedienen müssen, die vieles aus dem Berndeutschen und noch mehr aus der Schriftsprache in sich aufgenommen hat. Hier steht zu befürchten, dass nach einem weitern Rückgang der Ortsmundarten nur dieser Zwitter bleibt: ein schlechteres Schweizerdeutsch als etwa das Stadtzürcherische! Nur was sich dauernd wandelt, bleibt in einem echten Lebenszusammenhang. Vielleicht sollten wir uns einmal fragen, wo denn die unverwüstlichen Seiten der Mundart liegen. Hanns Bächtold bezeichnet in seinem Buch «Aus Leben und Sprache des Schweizersoldaten» (erschienen nach dem Ersten Welt-

krieg)[27] die Soldatensprache als eine der wichtigsten Quellen für die schweizerische Volkspsychologie. Hier sei unsere Volksart mit Händen zu greifen. Eine Sondersprache zwar, in der Schweiz aber weitgehend auch Volkssprache. Ihr Besonderes aber ist ihr Stil: hier regt sich ein kräftiges Sprachleben. Statt nur das Altbewährte, das Bäuerlich-Bodenständige aufzusuchen (in einer vielfach romantischen Sicht des Bauern) wäre es wohl ebenso nützlich, einmal auf das Bilden und Schaffen statt auf das Geschaffene zu schauen, und das Richteramt der Zeit selbst anheimzustellen, die je und je den Spreu vom Weizen gesiebt hat. Wer unser Sprachleben ausschliesslich an der Reinheit einer Mundart misst, wie sie nur noch wenige verkörpern, kann von der Masse der Mundartsprecher keinen guten Eindruck gewinnen: er sieht sie als Abgefallene. Wer von den Sprachkräften ausgeht und – wie ich es versucht habe – das Bewährte aus den besten Vertretern unseres Sprachstils würdigt und es an die lebendigen Regungen der Gegenwart heranträgt, ist nicht so pessimistisch. Das Neue von heute, wenn es sich geläutert hat, ist das Wertvolle, das Alte von morgen. Wer sieht schon, wenn er mitten im Strome steht, an seiner Sprache etwas Besonderes? Aber was dem Mann auf der Strasse nicht der Rede wert erscheint, das darf dem Mundartfreund und der Wissenschaft nicht gleichgültig sein.

---

[27] Volkskundliche Mitteilungen aus dem Schweizer Soldatenleben (Basel 1916).